



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: West- und Ostdeutsch : Mutterland und Kolonialland

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

drei Hauptleute, drei Generalstabs- nebst fünf zugetheilten Offizieren eingestellt werden.

Aus unsrer kurzen Zusammenstellung über den gegenwärtigen Stand des Militärerziehungs- und =Bildungswesens beim Heere der Vereinigten Staaten dürfte hervorgehn, daß die praktische und theoretische Heranbildung zum Offizier und die Weiterbildung des Offiziers auf guter Grundlage ruhen und nach Anschauungen geleitet sind, die der ganzen Armee mit stetig wachsendem Nutzen zugute kommen werden.



West- und Ostdeutsch

Mutterland und Kolonialland

Von Otto Kaemmel



Leutzutage wird sehr viel operiert mit der Unveränderlichkeit der Rassen, deren Verhältnis zueinander und deren Mischung miteinander oft als die schlechthin entscheidende historische Tatsache betrachtet wird. Wenn man in Mitteleuropa den Unterschied und die Mischungen zwischen der blonden, langschädlichen nordischen (germanischen), der ebenfalls langschädlichen, aber dunkeln, kleinern mittelländischen und der zwischen ihnen stehenden kurzschädlichen und ebenfalls dunkeln alpinen Rasse festgestellt hat, dann glaubt man wohl die ganze geschichtliche Entwicklung dieses Erdraums erklärt zu haben. Soviel Beachtenswerthes nun diese im allgemeinen von Gobineau und Chamberlain, in Deutschland vor allem von dem leider zu früh für die Wissenschaft verstorbenen Ludwig Boltmann vertretene Theorie haben mag, so werden dabei doch andre Einflüsse, die längst, schon von Herder und nach ihm von Karl Ritter, Friedrich Hegel u. a. geltend gemachte Wirkung des Grund und Bodens wie der gesamten Umwelt und der geschichtlichen Erlebnisse zu wenig in Rechnung gezogen (ein Vorwurf, der übrigens L. Boltmanns letztes Werk „Die Germanen in Frankreich“ nicht trifft). Gelegentlich wird auch kein rechter Unterschied gemacht zwischen dem anthropologischen Begriff der Rasse, die auf physischen Merkmalen beruht, und dem historischen Begriff des Volkstums, der vor allem bestimmte geistige Eigenschaften umschließt, und man kommt dann leicht zu dem Irrtum, als ob solche allmählich gebildete, historisch gewordne Gemeinschaften wie Stamm und Nation ebenso verschieden und ebenso unveränderlich seien, wie es die Rassen angeblich sind, was doch durch die Tatsachen hundertfach widerlegt wird.

Auch auf deutschem Boden spricht man wohl von verschiedenen „Rassen“, ohne dabei an die von der Urzeit her noch wirksamen wirklichen Rassen zu denken; man meint dabei vielmehr die Germanen, Kelten, Slawen u. s. w., also

Völker, nicht Rassen, und man operiert daneben auch gern mit dem Unterschiede der Stämme, die doch selbst wieder das Produkt von Mischungen verschiedener Elemente sind, keineswegs etwas schlechtthin Einheitliches, noch weniger etwas Unveränderliches. Häufig spricht man sogar von Stämmen, wo man korrekterweise von Staaten reden müßte, von der „Einigung der deutschen Stämme“ statt der deutschen „Staaten“ 1870/71, und man vergißt ganz, daß die „Stämme“, seitdem das deutsche Kaisertum des Mittelalters die alten Stammstaaten der Sachsen, Bayern, Schwaben, Franken u. a. zertrümmert hat, eine seiner größten und folgenreichsten Taten, überhaupt keine politischen Rechtssubjekte mehr sind, sondern nur die Staaten, daß keiner von diesen auch nur das Gebiet eines der alten Stämme vollständig umfaßt (auch Bayern, der einzige, der den Namen eines dieser Stämme mit Recht führt, ist zur Hälfte schwäbisch und fränkisch), daß vielmehr die größern Staaten mehrere Stämme oder größere Teile solcher (Preußen aller außer dem bayrischen), die kleinern nur Bruchstücke eines einzigen vereinigen, daß auch das Sonderbewußtsein viel mehr an dem Einzelstaat als an dem Stamme haftet, der nur noch in Charaktereigentümlichkeit, Sitte und Mundart fortlebt, aber durch fortgesetzte Volksmischung, wie sie die moderne Zeit mit sich bringt, fortgesetzte Veränderungen erleidet.

Doch kehren wir zu den alten Grundlagen zurück. Wenn wir auch von der Mischung der wirklichen Rassen auf jetzt deutschem Boden absehen, die von Norden nach Süden zunimmt, sodaß in der norddeutschen Tiefebene die blonde nordische Rasse am reinsten auftritt, im Süden gemischt mit der alpinen Rasse, es steht doch fest, daß die Westdeutschen einen keltisch-romanischen Zuschuß, die Ostdeutschen einen stärkern slawischen im Blute haben. Aber wenn man daraus allein oder vorwiegend den jetzt mit Vorliebe betonten Unterschied zwischen Ost und West ableiten will, so ist das einseitig und also falsch. Ebenso wichtig oder noch wichtiger ist die geschichtliche Entwicklung. Und bei dieser wird jetzt der allerwichtigste Zug meist übersehen (wie beiläufig auch dann, wenn man die uralte europäische und die ganz junge amerikanische Kultur als etwas Gleichartiges behandelt), daß nämlich der gesamte Osten, das jetzt so viel und oft so bösslich verkannte und unterschätzte „Ostelbien“, das weite Land im Osten der Elbe und Saale, das alte Kolonialland, der Westen das Mutterland ist. Diese westlichen Gebiete sind seit der Urzeit deutsch, aber im strengsten Sinne gilt das nur für den schmalen Raum zwischen Elbe, Weser, Thüringer Wald und Nordsee und auch von diesem dann nicht, wenn die Elbe zu Alexanders des Großen Zeit wirklich die Grenze zwischen den Kelten und den „Skythen“, das heißt hier den Germanen bezeichnete, nur im weitem Sinne von dem Lande bis an den Rhein und gar nicht von dem heutigen bis ins dritte Jahrhundert hinein keltisch-romanischen südwestlichen Deutschland jenseits des Thüringer Waldes und der sich ihm westlich anschließenden Gebirge, der alten Silva Hercynia, der Grenzscheide, die als ein undurchdringlicher, nach Cäsar neun Tagereisen breiter (etwa 270 Kilometer) und mehr als sechzig Tagereisen (also mindestens 1800 Kilometer)

langer Waldgürtel vom Rheine bis an die Karpaten lief. Südlich dieses Waldgürtels saßen nur in Böhmen und Mähren, aber auch auf ursprünglich keltischem Boden germanische Stämme, und zwar erst seit dem Ende des letzten vorchristlichen Jahrhunderts. Das älteste Haupt- und Heimatland der Germanen war das Land südlich von der Ostsee zwischen Elbe und Weichsel, von wo sie auch nach dem südlichen Skandinavien hinübergingen (nicht umgekehrt), der Sitz ihrer edelsten Stämme, der Sueben, Burgunder, Goten, Vandalen, das klassische, niemals besiegte oder gar eroberte Land des stolzen germanischen Volkstums, das germanisch war und blieb, auch als die Römer den ganzen Südwesten in Besitz nahmen und kolonisierten, und als sie die Grenze ihres Reichs vorübergehend bis an die untere Elbe und die Nordsee vorschoben. Erst als diese noch halb nomadischen, ostgermanischen Stämme, die nur das offene Land dichter besiedelt, das Waldgebirge ganz unberührt gelassen hatten, die alte Heimat seit dem Ende des vierten Jahrhunderts allmählich räumten, da fiel das ganze weite Land den geräuschlos nachrückenden Slawen zu, und da jene Wanderstämme, soweit sie nicht das heutige Süddeutschland besetzten (die Markomannen aus Böhmen das jetzige Bayern, die suebischen Semnonen aus Brandenburg Schwaben), ihr Volkstum bald aufgaben und alle Verbindung mit der Heimat verloren, wo nur ganz geringe Reste germanischer Bevölkerung zurückgeblieben sein können, so war um 600 das Deutschtum auf den schmalen Raum zwischen der Nordsee und den Alpen, der Linie Elbe–Saale–Böhmerwald–Enns, den Vogesen und Ardennen beschränkt, und es würde, wäre es so eingeeengt geblieben, in selbständige, eigenwillige Stämme zerspalten, seinen Nachbarn wahrscheinlich erlegen und niemals zur Bildung einer geschlossenen Nationalität gelangt sein. Es wurde seine Rettung, daß die Franken von dem durch sie eroberten, aber nur im Osten germanisierten keltisch-romanischen Gallien aus nach Osten über den Rhein zurückgriffen und den westdeutschen Stämmen, zuletzt auch den Sachsen, eine Reichseinheit aufzwangen, die diese von sich aus niemals zustande gebracht haben würden, dann aber doch behaupteten, auch als sich die Verbindung mit Gallien gelöst hatte, weil ihnen von Norden und Osten die schwersten Gefahren drohten. Dann aber unternahmen sie es unter Führung der Sachsen seit dem zehnten Jahrhundert angriffsweise in das Slawenland vorzuziehen, und indem sie es in schweren Kämpfen allmählich unterwarfen, erst bis an die Oder, seit dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts bis weit über die Weichsel hinaus, gelang es ihnen binnen etwa zwei Jahrhunderten, diesen ganzen weiten Raum mit deutschen Ansiedlungen, mit Burgen und Kirchen, mit Dörfern und Städten derart zu besiedeln, daß auch die besiegten und christianisierten Slawen bis auf geringe Reste im Deutschtum aufgingen. Diese ungeheure Kulturarbeit, die zum erstenmale das ganze ausgedehnte Wald- und Sumpfland dem Pfluge unterwarf, leisteten in der nördlichen Zone die Niedersachsen, in der südlichen bis weit nach Schlesiens hinein die Thüringer und Franken. Im Südosten haben die Bayern die Donau- und Ostalpenländer

unter verhältnismäßig schwachem Widerstande der Slawen okkupiert und besiedelt; dagegen gelang es weder Ungarn noch Böhmen dem Deutschtum zu unterwerfen, da sich dort einheimische fremde Staatsgewalten behaupteten; in Ungarn beschränkte sich die deutsche Besiedlung auf vereinzelte Gruppen, in Böhmen (und Mähren) auf den rings das Land umschließenden Markwald. Jedenfalls ist in diesen wenigen Jahrhunderten die gute Hälfte des heute zusammenhängend von Deutschen bewohnten Bodens erworben, der alte Besitz der ostgermanischen Wanderstämme zurückgewonnen und erst damit dem deutschen Volkstum ein Raum geschaffen worden, der den Gebieten der übrigen großen Nationen Europas einigermassen entsprach, denn dieses Kolonialland verwuchs untrennbar mit dem Mutterlande, wie niemals sonst eine Kolonie.

Einen kolonialen Charakter trug also selbstverständlich auch diese ostdeutsche Kultur. Aber koloniale Arbeit leisten nicht die schwächsten, sondern die stärksten und tüchtigsten Elemente eines Volks, und eine koloniale Kultur nimmt doch eben die Errungenschaften des Mutterlandes in sich auf. Ist die koloniale Kultur jünger, so ist sie deshalb nicht ohne weiteres unreifer und niedriger, sie ist in einzelnen Stücken sogar höher. Die Technik Nordamerikas, der größten europäischen Kolonie, hat die europäische überflügelt; die europäische Kultur ist viel jünger als die indische oder chinesische, aber sie steht deshalb nicht tiefer, sondern ist in vielen Stücken weit überlegen. Gewiß, Westdeutschland hat viel früher und unmittelbarer die römisch-keltische Mischkultur, die von Frankreich und Italien hereindrang, aufgenommen, und hier ragen noch wohl-erhaltene, umgestaltete oder wenigstens in Resten noch sichtbare Denkmäler der karolingischen und sogar der römischen Zeit in die Gegenwart herein, und die Klöster, die wichtigsten Kulturstätten des frühen Mittelalters, gehn bis ins achte Jahrhundert zurück. Von alledem ist im Osten nicht die Rede. Karl der Große hat hier, wo er nur eine lockere Oberhoheit ausübte, die unter seinen Nachfolgern wieder erlosch, keine Spuren seiner Wirksamkeit hinterlassen, die Klosterstiftungen beginnen jenseits der Elbe und der Saale erst im zwölften Jahrhundert, aus der romanischen Periode, der Blütezeit des mittelalterlichen Kaisertums und der ritterlichen Kultur, sind nur spärliche Denkmäler vorhanden; der älteste Baustil, der diese weiten Gebiete beherrschte, ist der gotische, die Bauweise der Blütezeit des deutschen Bürgertums und der aufsteigenden landesfürstlichen Gewalt. Auch die mittelhochdeutsche Dichtung, die um das Jahr 1200 im Südosten am Wiener Hofe einen glänzenden Mittelpunkt fand, drang nach dem Nordosten nur in schwachen Ausläufern. Auch der wanderlustigste der deutschen Sänger, Walther von der Vogelweide, ist nicht weiter als bis in die Mark Meißen gekommen, und das eben (1212) gegründete Zisterzienserkloster Dobrilugk erschien ihm als ein trauriger Verbannungsort. Auch war das wortfarge, verschlossene niederdeutsche Wesen dem dichterischen Ausprechen von Empfindungen und Gedanken nicht günstig; nicht umsonst heißt es: *Frisia non cantat*. Noch im sechzehnten Jahrhundert lag der Schwerpunkt der deutschen Kultur durchaus

im Süden und Westen. Erst als Luther vom ober-sächsischen Koloniallande, von dem Boden aus, den nie der Fuß römischer Legionen betreten hatte, der aber früher als der übrige Nordosten von der deutschen Kultur vollständig durchdrungen worden war, weil er seit der Eroberung dauernd im deutschen Besitz geblieben und dann durch die Entdeckung seines Silberreichtums besonders rasch emporgekommen war, den Kampf gegen die Kirchenherrschaft Roms begann und ein neues Zeitalter deutscher Geisteskultur heraufführte, gewannen der Norden und der Nordosten das Übergewicht, und Kursachsen wurde das klassische Land der protestantisch-lutherischen Bildung. War doch hier das römische Kirchenwesen bei weitem nicht so tief gewurzelt, nicht mit so alten Traditionen dem Volksleben verbunden wie im Westen, und stand doch auch der Nordosten den italienischen Einwirkungen schon räumlich viel ferner. Erst im siebzehnten Jahrhundert entwickelte sich dann hier, zuerst in Schlesien, eine selbständige Dichtung. Nur die Kunst der Renaissance wurde auch im Nordosten kaum später heimisch als im übrigen Deutschland.

Es wiederholte sich hier das Gesetz jeder kolonialen Entwicklung, wie es niemand schöner entwickelt hat als der unvergeßliche Wilhelm Roscher. Voraus geht überall die Entfaltung der materiellen Kultur, da die wirtschaftliche Arbeit zunächst immer im Vordergrund steht, erst später folgt die des geistigen Lebens. Noch heute steht Nordamerika in der „Dichtigkeit“ des Daseins, in der „Kultur“ hinter Europa weit zurück, nur in der „Zivilisation“, wie Karl Lamprecht glücklich unterscheidet, voran. Aber auch der Volkscharakter gestaltet sich in den Kolonien anders als im Mutterlande, und in dieser Beziehung entfaltete der koloniale Nordosten Deutschlands allmählich ein eigentümliches Übergewicht. In der alten und reichen westdeutschen Kultur verkümmerten manche Elemente. Dort, wo nationale Gegensätze kaum empfunden wurden, wo von einem erobernden Vordringen gar keine Rede war — erst unter Ludwig dem Vierzehnten wurde Frankreich der „Erbfeind“, bis dahin war das der Türke —, verkümmerte nach dem Ausgange der großen Kaiserzeit der politische Sinn, die staatenbildende Kraft bis zur Verkrüppelung. Von keinem äußern Feinde damals bedroht, konnten sich die Westdeutschen, besonders die Schwaben und die Franken, die einst die weltumspannende Kaiserpolitik vor allem getragen hatten, der echt deutschen Neigung, sich in kleinen und kleinsten Kreisen abzuschließen, unbehindert hingeben. So wurde der Westen der klassische Boden der deutschen Kleinstaaterei, und gerade die männlichsten Eigenschaften, der feste Wille, das stolze Selbstgefühl, die kriegerische Tapferkeit, fanden in diesen bunt durcheinander gewürfelten Reichsstädten, Bistümern, Abteien, Reichsgrafen, Reichsrittern und kleinen weltlichen Fürstentümern keinen Schauplatz der Tätigkeit und also der Entfaltung, kein politisches Gebilde, das hingebenden Patriotismus oder auch nur Achtung eingeflößt hätte. Kläglich ist es deshalb zu sehen, wie wehrlos und haltlos diese Stammlande der deutschen Kultur, die einst die Sturmflagge des Reichs geführt hatten, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert dem erobernden Vordringen

Frankreichs gegenüberstanden. Dort entstand zuerst jenes Geschlecht von Privatmenschen, das keine Staatsgesinnung kannte und deshalb einer verschwommenen Weltbürgerlichkeit verfiel, weil es eben keinen Staat kannte. Wohl war das alles der freien Entwicklung der Persönlichkeit förderlich, und ohne diese wäre unsere klassische Dichtung, deren glänzendste Vertreter der Franke Goethe und der Schwabe Schiller waren, gar nicht möglich gewesen. Aber niemand wird behaupten wollen, daß diese Kultur, einseitig wie sie war, politisch nicht geradezu lähmend und verhängnisvoll gewirkt hat, daß sie in allen Stücken die höhere gewesen sei gegenüber der, die sich im Nordosten ausbildete.

Denn hier kamen die Charaktereigentümlichkeiten eines Kolonialvolks zur vollen Ausbildung: das starke Selbstbewußtsein des Eroberers, die harte Willenskraft, die Mühsigkeit, die dadurch bedingte Schnelligkeit der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung. Zwar die deutsche Kultur, die sich im Nordosten siegreich durchsetzte, war nicht die städtisch-geldwirtschaftliche der Engländer, die Nordamerika, Südafrika und Australien bemeistert hat, sondern noch wesentlich eine agrarisch-naturalwirtschaftliche, aber sie besaß die militärisch-politische Überlegenheit des festgefügtten Lehnstaats, die straffe Organisation und die literarische Bildung der römischen Kirche, die autonome Gemeinde, die geschlossenen Gilden und Zünfte der Kaufleute und Handwerker, den intensiveren Bodenanbau. Deshalb die erstaunliche Schnelligkeit ihrer Fortschritte, daher das Aufblühen deutschen Lebens bis an den Finnischen Meerbusen, daher die Herrschaft des deutschen Kaufmanns bis Bergen und Groß-Nowgorod, daher die stolzen Kirchen und Rathäuser in Hunderten von Städten, von denen Lübeck und Danzig schlecht hin die schönsten aller unsrer alten Städte sind. Die Beimischung slawischen Bluts ist in dieser Bevölkerung viel geringer, als man gemeinhin annimmt. Die Slawen siedelten überhaupt nur strichweise in kleinen Dörfern um ihre Gauburgen (grad, hrad), sie wurden aus manchen Gegenden geradezu vertrieben, in das städtische Bürgerrecht überhaupt nicht aufgenommen, höchstens in einigen Gassen geduldet, und die alten ausgedehnten Waldgebiete des Erzgebirges, der Sudeten, des pommerischen Landrückens u. a. m. sind in langgestreckten Reihendörfern ohne Flurzwang von einer Bevölkerung besiedelt, die ebenso rein deutsch ist wie im Schwarzwald oder im Harz. Was von Slawen übrig geblieben war, das wurde allmählich bis auf kleine Gruppen friedlich germanisiert, zum Teil, wie in Niederschlesien, durch Eintritt in das deutsche Recht. Daß solche Blutmischung nachteilig, die „Reinheit des Blutes“ ein Vorzug sei, das ist ein längst überwundenes Vorurteil, das in der Geschichte keine Begründung findet. Eine der edelsten deutschen Frauen, Königin Luise von Preußen, war die Tochter eines altslawischen Fürstengeschlechts.

Im beständigen Verkehr mit fremden untergeordneten Elementen wuchs im Nordosten, vor allem in den Grenzlandschaften, ein schroffer Nationalstolz auf. Es ist überhaupt ein Irrtum, zu meinen, daß die Deutschen dieser männlichen Empfindung von jeher entbehrt hätten; in der Blütezeit des Mittelalters hatten

sie ihn durchaus, sie haben ihn erst später in der kläglichen Enge der Verhältnisse verloren. Auch die leichte Unbequemung an fremde Art ist nicht ursprünglich deutsch, sondern erst das Ergebnis historischer Vorgänge. Wenn die Germanen in Süd- und Westeuropa nach wenigen Generationen Sprache und Nationalität aufgaben, so geschah das nur deshalb, weil sie ohne Verbindung mit der Heimat waren und in geringer Zahl zerstreut unter einer höher gebildeten heimischen Bevölkerung saßen; den deutschen Rittern, Bürgern und Bauern, die den Nordosten kolonisierten und den germanischen Norden ihrer Handels-herrschaft unterwarfen, ist es gar nicht eingefallen, in den Wenden, Polen, Russen, Letten, Esten und Scandinaviern, die sie als tief unter sich stehend betrachteten, aufzugehen; im Gegenteil, die slawischen Fürstengeschlechter in Mecklenburg, Pommern und Schlesien germanisierten sich vielmehr selbst vollständig, und soweit er sich hier und da erhielt, auch ihr Adel. Nirgends war dieses Selbstgefühl stärker entwickelt als in dem Ordenslande Preußen, dem Siegespreis blutiger und hartnäckiger Kämpfe und einem Kolonialgebiet des gesamten Deutschtums, denn die leitenden Ordensritter waren meist Oberdeutsche, und die Geschäftssprache des Ordensstaates war deshalb oberdeutsch, die zugewanderte Bevölkerung stammt dagegen fast durchweg aus Niederdeutschland und spricht noch heute plattdeutsch. Bei Strafe der Vernichtung war es dieser Kolonialbevölkerung an der Ostsee und längs der Slawengrenze (auch Brandenburg war damals ein Grenzland, eine „Mark“, was das Meißnerland längst aufgehört hatte zu sein) verboten, sich nach deutscher Gewohnheit in zahllose kleine ohnmächtige Gruppen aufzulösen; so autonom auch hier die Städte waren, sie blieben immer Landstädte, wurden mit der einen Ausnahme Lübecks niemals Reichsstädte, und die Städtebündnisse, vor allem die Hanse, haben trotz aller Eigenwilligkeit dieser stolzen Gemeinden an Dauer und Wirksamkeit die kurzlebigen süddeutschen Städtebündnisse weit übertroffen; auch die Bischöfe des Nordostens haben niemals die Reichsstandschaft gewonnen, sie sind immer Glieder ihrer Landschaft, unter der Hoheit ihrer Landesherren geblieben. Diese selbst hatten, sofern sie Markgrafen waren, von Anfang an eine sehr weitgehende Amtsgewalt — der Deutsche Orden war sogar souverän —, und sie haben zwar die tief im deutschen Wesen und in der damaligen naturalwirtschaftlichen Kulturstufe liegenden, ganz privatrechtlichen Teilungen ihrer Lande, die das alte Thüringen so jämmerlich und unheilbar zerstückelt haben, nicht ganz vermieden, sind aber schon im Anfange der Neuzeit zum Vorrecht der Erstgeburt durchgedrungen. So standen hier im Nordosten wenige große Territorien nebeneinander, nur noch nicht in einer Hand geeinigt, wie die ähnlichen ältern Bildungen im Südosten es waren, während der Westen sich fast völlig in kleine und kleinste Gebiete auflöste. Mit dem Siege des Protestantismus im Nordosten war auch sein politisches Übergewicht entschieden: Kurpfalz wurde, wie das Musterland der lutherischen Bildung und das blühendste, volkswirtschaftlich am weitesten fortgeschrittene Territorium des Nordens, so auch der führende Staat

des evangelischen Deutschlands, der nach der Erwerbung der beiden Lausitzen 1635 von der Oder bis an die Werra reichte und eine Zeit lang Aussicht hatte, mit dem alten Erzstift Magdeburg die Herrschaft über den Elblauf bis an die Havelmündung und mit dem allen die herrschende Stellung im Nordosten zu gewinnen.

Wenn es anders kam, so trug daran die Hauptschuld die innere Zersetzung, die seit dem Ausgange des Mittelalters alle Territorien ergriffen hatte und durch die kirchliche Umgestaltung noch verstärkt wurde: die ständische Auflösung des Staatswesens in ein Nebeneinander von Domänen, Rittergütern und Stadtgemeinden, die die wichtigsten Hoheitsrechte an sich nahmen, den Landesherrn auf die bloße Oberleitung beschränkten und als Gesamtheit auf den Landtagen auch das Steuerbewilligungs- und Gesetzgebungsrecht ausübten. Der Herrschaft der obern Stände erlag auch im Nordosten die alte Bauernfreiheit der autonomen Dorfgemeinde; aus den freien deutschen Kolonisten wurden gedrückte gutsangehörige „Untertanen“. Dieses ganze ständische Staatswesen offenbarte jedoch im Dreißigjährigen Kriege seine völlige Unfähigkeit, große politische Aufgaben zu lösen. Da trat eben im Nordosten, in einem seiner ausgedehntesten, aber ärmsten Territorien, in dem alten Eroberungsgebiete der Askanier, das ihnen selbst entglitten und den schwäbisch-fränkischen Hohenzollern zugefallen war, bald nach dem Ende des zerstörenden großen Krieges eine neue Auffassung des Staats und der fürstlichen Gewalt hervor, alle Stände unter ihr herrschendes Gebot beugend, sie zwingend, zum Wohle des Ganzen zu arbeiten, jedem einzelnen Stande seine wirtschaftliche und politische Aufgabe zuweisend, die beiden Hauptträger der neuen Staatsordnung, das Heer und das Beamtentum, mit einem Pflichtgefühl ohne gleichen erfüllend. Niemals ist es so deutlich wie bei dieser Wendung hervorgetreten, daß der Staat das Werk des bewußten Willens ist. Mit solchen Mitteln, während ringsum die altständische Ordnung aufrecht blieb, gewannen die Hohenzollern, nachdem sie durch Erbschaft Pommern und das alte Ordensland Preußen erworben, durch Eroberung Schlesiens und Westpreußen, das Mündungsland der Weichsel, und vereinigten somit fast den ganzen Nordosten mit Ausnahme von Sachsen und Mecklenburg unter ihrem Zepter, wie die Habsburger früher und vollständiger die Territorien des deutschen Südostens. Auf kolonialem Boden also erwuchsen die beiden Großmächte, deren Verhältnis zueinander seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Geschichte Deutschlands bestimmte. Der fürstliche Absolutismus aber entstand aus einer Verbindung des alten kolonialen Geistes mit dem Staatsideal der nüchtern-verstandesmäßigen Aufklärung, die von Frankreich herüberdrang.

Freilich, unter seinem Drucke erlosch die städtische Autonomie, die allerdings längst zu einer Oligarchie des Patriziats entartet war, und die freie, selbständige Persönlichkeit konnte unter dem Zwange schweigenden Gehorsams und harter Pflicht nicht gedeihen. Darin, daß beides in dem kleinstaatlichen Westen, auch in den preussischen Gebieten im Westen der Weser, besser bewahrt

wurde, daß dort sich die neue, auf dem Ideal der freien Persönlichkeit beruhende Bildung ungehindert entfalten konnte, war das alte Deutschland dem Koloniallande überlegen, und es wirkte fortwährend auch auf dieses hinüber: der Sachsse Lessing, der in Berlin und in Breslau seine geistige Heimat fand und etwas von dem Stolz des preußischen Militärstaats in sich aufnahm, und der Altmärker Winkelmann, der aufatmend aus der „Sklaverei“ seines Heimatstaats nach dem deutschen Florenz, nach Dresden, flüchtete, die Ostpreußen Herder und Kant, die waren alle ausgeprägte Persönlichkeiten. Aber im ganzen fühlte sich der Westdeutsche abgestoßen von dem herben, straffen preußischen Wesen; er bewunderte zwar in Friedrich dem Großen die heldenhafte Persönlichkeit, wie er sich später für das Genie Napoleons begeisterte, aber den preußischen Staat als solchen betrachtete er mit Mißtrauen und Abneigung, und den berechtigten preußischen Stolz empfand er als Überhebung. Und doch war das, was ihm als solche erschien, nur die energische Staatsgesinnung, die damals in Deutschland nur der Preuße empfand und empfinden konnte.

So standen die beiden Hälften der Nation einander noch fremder gegenüber als früher, als die große Katastrophe hereinbrach. Eine Revolution von oben zerstörte die ganze unhaltbare Territorialgestaltung des alten Deutschlands und schuf aus zahllosen Trümmerstücken einigermaßen haltbare Staatengebilde, aber erst der Zwang des Rheinbunds, also das Interesse eines fremden Eroberers, nötigte diesen Gebilden eine moderne Staatsordnung auf. Fast willenlos unterwarf sich das Volk dieser Revolution. In Preußen aber lehrte der Zusammenbruch von 1806/07, daß die alten Grundlagen des Staates zu schmal gewesen waren, und daß er ohne die Mitarbeit des Volks nicht mehr bestehen könne. So ging hier der monarchische Absolutismus voran, indem er die autonome Stadtgemeinde schuf, die Grundlage der künftigen Selbstverwaltung, und die Befreiung des Bauernstandes anbahnte, und er konnte es wagen, alle Kräfte des Volkes zum Befreiungskampfe aufzubieten, indem er zugleich an den Stolz auf Preußens alte Größe appellierte. Damals hat der koloniale Nordosten den Bestand der deutschen Nation gerettet, nachdem das Mutterland, der Westen, der Fremdherrschaft verfallen war. Doch während nach der Befreiung die Staaten des Südwestens in den neuen konstitutionellen Formen die besitzenden und gebildeten Kreise zur tätigen Teilnahme am Staatsleben beriefen, dann auch die noch altständischen Staaten des Nordens dazu übergingen, war in Preußen das Selbstgefühl der alten Monarchie, die den Staat geschaffen hatte, so stark, daß sie diesen Entschluß, zu dem vor allem das kraftvoll sich entwickelnde Bürgertum stürmisch drängte, nur unter schweren Erschütterungen faßte und verwirklichte, ohne jedoch jemals daran zu denken, die Krone selbst unter den Willen parlamentarischer Mehrheiten nach dem Beispiele der westeuropäischen Verfassungen zu beugen. Dieses historisch gewordene preußische Königtum ist es aber schließlich gewesen, das nach Verdrängung Österreichs aus dem engern deutschen Staatsverbände das außer-

preußische Deutschland entweder in seine Grenzen einbezog oder in bündischen Formen sich angliederte. Es vollendete damit das Werk von 1815, indem es aufs neue große Teile des alten deutschen Mutterlandes mit den Kolonialländern vereinigte, aus denen es hervorgegangen war, und es stellte die neue Schöpfung unter die alte Kaiserkrone, an die sich die stolzesten Erinnerungen Süd- und Westdeutschlands, keineswegs des Nordostens knüpften.

Schon darin lag ein Ausgleich, eine Annäherung zwischen dem Westen und dem Osten. Aber sie wird weitergehn müssen. Die moderne Entwicklung drängt überall nach freier Betätigung der Persönlichkeit, der Körperschaft, nach volkstümlicher Gestaltung der Verwaltung, nach Ausgleich der Stände. Dieses Streben hat auch in Preußen zu einer durchgreifenden Ausgestaltung der Selbstverwaltung in den Kreisen und Provinzen, nicht nur in den Städten geführt, und es wird sicherlich noch zu andern Bildungen dieser Art und zu größerer Freiheit der persönlichen Bewegung führen; es fühlt sich noch zu sehr eingeengt durch das, was man Bureaucratie nennt, was aber nichts andres ist als die noch in die Gegenwart hineinragende starke monarchische, zentralistische Staatsordnung. Naturgemäß ist diese am stärksten in Preußen, weil sie hier älter und in der ganzen Geschichte des Staats tiefer begründet ist; anderwärts ist sie schwächer, weil jünger, sie stößt deshalb mit dem Selbstgefühl des modernen Staatsbürgers, der nicht mehr gern Untertan heißen will, nicht so hart zusammen, wie zuweilen wohl in Preußen. Zugleich sind hier die aristokratischen Elemente der Gesellschaft und auch im Staatsleben stärker als anderwärts; der Großgrundbesitz, der den Nordosten weithin beherrscht, ist eine Eigentümlichkeit des Koloniallandes und in Österreich noch viel mehr ausgeprägt, und einen militärisch-politischen Adel, wie er sich in Preußen herausgebildet hat und mit der Monarchie aufs engste verwachsen ist, besitzt das ganze übrige Deutschland überhaupt nicht, versteht ihn deshalb auch nicht, spricht von Junkertum und dergleichen mehr und weiß gar nicht, wie wertvoll gerade heute, wo jede Autorität und jede Tradition von einem zügellosen Subjektivismus angefochten wird, und eine öde Gleichmacherei als das Höchste gilt, ein Stand ist, in dem Staatsgesinnung und Königstreue seit Generationen gepflegt und vererbt werden, weiß auch wenig davon, wie diese Magnaten, denen zum Beispiel in Schlefien fast die Hälfte alles Grund und Bodens gehört, an der Spitze des wirtschaftlichen Lebens stehn, und wie ihre oft herrlichen Schlösser einen Abglanz von Kunst und Gesittung auf die ganze Umgebung werfen. Nun verlangt niemand von den West- und Süddeutschen, daß sie ihre demokratischen Gesellschaftsformen und ihre volkstümlichere Verwaltung aufgeben, die ja auch der Norddeutsche, wenn er dort reist oder gar lebt, angenehm empfindet, wohl aber, daß sie die Eigenart des kolonialen Ostens verstehn und würdigen. Der harte Zwang, unter dem der moderne preußische Staat entstanden ist, hat längst nachgelassen, und vom Absolutismus ist keine Rede mehr; aber das starke, selbständige Königtum, seine zentralisierte Verwaltung,

die straffe Organisation und Zucht seines Heerwesens, die sich über ganz Deutschland ausgebreitet hat, kann und darf Preußen niemals aufgeben, und das politische Selbstbewußtsein, das dort hervortritt, wurzelt in politisch-militärischen Leistungen, denen das übrige Deutschland nichts Entsprechendes an die Seite zu setzen hat. Preußen ist und bleibt doch das Fundament des Deutschen Reiches.

Der Staat ist eben weder eine Aktiengesellschaft noch eine Versorgungsanstalt für eine herrschende Partei noch eine Akademie für Kunst und Wissenschaft, sondern er ist Macht, und Deutschland ist in seiner zentralen Lage mitten in Europa und mit seinen meist offenen Grenzen wahrhaftig nicht imstande, eine Entwicklung des Individualismus zuzulassen, wie sie sich England und Nordamerika gestatten dürfen; es kann eine starke Staatsgewalt und eine straffe Zusammenfassung aller seiner Kräfte nicht entbehren, mögen andre „fortgeschrittene“ Völker das tadeln und als rückständig auffassen oder nicht. Das sollte man allerorten in Deutschland begreifen.



Luftreisen

Von Johannes Poeschel*)

8. Sommerferien im Ballon



In vierzehn Tagen drei Ballonfahrten, das war das rechte Mittel, Geist und Körper durchgreifend und nachhaltig zu erfrischen, selbst wenn das Ergebnis hinter den wieder hochgespannten Erwartungen zurückblieb.

1. Wieder nach Rußland. Am 31. Juli früh $\frac{1}{4}$ 1 Uhr erhob sich der gute „Ernst“, der freilich inzwischen auch älter geworden war, mit mir und meinem auf der Fahrt über St. Afra erprobten Ballondoktor von Bitterfeld aus in die Lüfte. Am Himmel leuchtete ab und zu die schmale Sichel des abnehmenden Mondes, meist aber war's stockdunkle Nacht. Regenschauer erschwerten die Führung und drückten den Ballon immer wieder auf den Ackerboden oder in die Baumwipfel nieder. Mancher Feldbesitzer wird am nächsten Morgen erstaunt gewesen sein, eine Anzahl seiner Getreidepuppen umgeworfen oder von ihrem ursprünglichen Platze weit weggestoßen zu finden, der Wind trieb uns ja mit einer Geschwindigkeit von 36 Kilometern in der Stunde.

*) Fünfzehn Ballonfahrten des Verfassers, auf denen er bei einem Gasverbrauche von 15400 Kubikmetern 4918 Kilometer zurückgelegt und Deutschland fast nach allen Richtungen sowie ein gut Stück Ausland überflogen hat, sind von ihm geschildert in dem demnächst im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erscheinenden, mit Bildern und Karten ausgestatteten Buche Luftreisen von Johannes Poeschel.